

Deutsche Sprache

Zeitschrift für Theorie, Praxis, Dokumentation

Im Auftrag des
Instituts für deutsche Sprache, Mannheim
herausgegeben von Hugo Steger (Geschäftsführung),
Odo Leys, Gerhard Stickel und
Johannes Schwitalla

14. Jahrgang 1986



ERICH SCHMIDT VERLAG

Herausgeberbeirat: Werner Besch, Bonn; Ulrich Engel, Mannheim; Josef Gerighausen, München; Karl Hyldgaard-Jensen, Kopenhagen; Eijiro Iwasaki, Tokio; János Juhász, Budapest; Gottfried Kolde, Genf; Hans Moser, Innsbruck; Leslie Seiffert, Oxford; Paul Valentin, Paris.

Schriftleitung: Günter Kochendörfer, Freiburg; Ulrich Wetz, Mannheim.

Zeitschrift für
Sprache

Verband für Erwerb, Praxis, Dokumentation

Im Auftrag der
Deutschen Sprachwissenschaftlichen
Gesellschaft (DSG) und der
Deutschen Gesellschaft für
Erworbene Sprachen (DGS)

14. Jahrgang (1986)

ISSN 0340-9341

© Erich Schmidt Verlag GmbH, Berlin 1986

Satz: C. W. Niemeyer, Hameln

Druck: Poeschel & Schulz-Schomburgk, Eschwege

Nachdruck verboten · Alle Rechte vorbehalten



Dokumentation

Gisela Brünner/Reinhard Fiehler

BERICHT ÜBER DIE JAHRESTAGUNG 1985 DES INSTITUTS FÜR DEUTSCHE SPRACHE:

**„Kommunikationstypologie.
Handlungsmuster, Textsorten, Situationstypen“**

(Mannheim, 5.–7. März 1985)

Typologien, Klassifikationen oder Ordnungsschemata sind ein zentraler Bestandteil vieler Wissenschaften. Sie sind der Versuch, im Gegenstandsbereich Ordnung zu stiften bzw. Ordnung zu erkennen und zu rekonstruieren. Für die Disziplinen schaffen sie einen begrifflichen Orientierungsrahmen, sie bilden den Hintergrund für Erklärungen, und sie strukturieren Handlungsmöglichkeiten bei der Anwendung von Wissenschaft.

Die paradigmatischen Typologien bzw. Ordnungsschemata finden sich in den Naturwissenschaften (Periodensystem der Elemente, Linnésches System), aber auch in den Sozialwissenschaften spielen Typologien eine wichtige, wenngleich nicht immer ausreichend reflektierte Rolle. In Anlehnung an den Fragenkatalog, den die Organisatoren der Tagung den Referenten vorgelegt hatten, kann man für die Linguistik – in theoretischer wie methodologischer Absicht – z. B. folgende Fragen formulieren:

- (1) Für welche Entitäten werden Typologien erstellt? (Z. B. Sprechakte, sprachliche Handlungsmuster, Textsorten, Situationstypen, Interaktionsformen).
- (2) Was sind die theoretischen Vorannahmen, um gerade diese Entitäten zu identifizieren und zum Ausgangspunkt zu machen? Wie ist ihr Status im Verhältnis zum Gegenstandsbereich?
- (3) Was sind die differenzierenden Merkmale im Rahmen der Typologien, und wie werden sie gewonnen?
- (4) Wie ist das Verhältnis zwischen wissenschaftlichen und alltagsweltlichen Typologien? Speziell: Welche Rolle spielen die alltagsweltlichen Typologien in der Interaktion? Welche Bedeutung haben sie für den typologisierenden Wissenschaftler?
- (5) Wie werden konkrete Typisierungen – von den Interagierenden bzw. dem Wissenschaftler – auf der Grundlage von Typologien vorgenommen?
- (6) Welche spezifische Rolle spielen Typologien im Arbeitsprozeß der Sprachwissenschaft?

Die Planung der Tagung sah vor, einerseits eine orientierende Bestandsaufnahme von Typologien in verschiedenen linguistischen Disziplinen vorzunehmen und andererseits für zwei ausgewählte Forschungsbereiche „Spielformen der Kommunikation“ und „Formen der Problem- und Konfliktbehandlung“ aktuelle Typologievorschläge vorzustellen.

„Ja, es is schwierig, ne?“ Treffender als W. Kallmeyer (IdS) es mit diesem Kurzurteil in seinem Resümee (s. u.) getan hat, läßt es sich nicht sagen.

Die in der Planung genannten Ziele wurden durchaus realisiert, und auch die Leitfragen der Organisatoren wurden in dem einen oder anderen der 11 Vorträge berücksichtigt, aber sie wurden nicht systematisch diskutiert. Die Last der Systematisierung verblieb zu sehr

bei den Teilnehmer/inne/n, und für die/den einzelne/n ist dies Überlast. Zu vielfältig waren hierzu die Themen und theoretischen Hintergründe der Vorträge, zu stark blieb die Verhaftung im gewohnten Arbeitsgebiet. Zu selten wurden konkrete Typologien vorgestellt und ihre wissenschaftstheoretischen Implikationen analysiert. Das Rahmenthema bot für die Vortragenden vielmehr Anlaß, sich zu vergegenwärtigen, wo sich in der eigenen Arbeit typologische Aspekte finden. Auch die Diskussionsbeiträge zu den Vorträgen gingen mehr auf die Probleme der einzelnen Referate ein, als daß sie Bezüge zum Rahmenthema herstellten.

Lösbar ist diese Problematik vielleicht dadurch, daß Organisationsformen gefunden werden, die beides gewährleisten: den Bezug zur konkreten empirischen Arbeit ebenso wie deren Fazit im Hinblick auf das Rahmenthema. Beispielsweise könnten schon vorab von allen Vortragenden thesenartige Antworten auf vorgegebene Fragen eingeholt werden, die dann Gegenstand einer zusätzlichen gemeinsamen Diskussion wären.

Wir halten es für eine wichtige Aufgabe – gerade des IdS –, durch solche Rahmenthemen notwendige Diskussionen zu initiieren oder systematisierend voranzutreiben. Kommunikationstypologie ist nach unserer Auffassung in der Tat ein Thema, das dringend einer vielseitigen, aber auch systematischen Diskussion bedarf.

Die vier Vorträge des ersten Tages sollten verschiedene mit Sprache und Kommunikation befaßte Disziplinen (Textlinguistik, Handlungs- und Interaktionstheorie, Kommunikationssoziologie sowie Sozial- und Sprachpsychologie) unter dem Aspekt reflektieren, wie und mit welchen Resultaten in ihnen typologisch gearbeitet wird.

Die Textsortentheorie trägt ihr typologisches Programm im Titel. Zentrale These des Vortrags „Kommunikations- und Texttypologie aus textlinguistischer Sicht: Textsorten in der Kommunikationspraxis“ von E. Gülich (Bielefeld) war, daß Texttypologien sich bisher zu sehr an vorverständlichen oder vorab konstruierten Klassifikationen von Texten orientierten. Dabei wird vernachlässigt, an welchen Textsortenunterscheidungen sich die Kommunikationsteilnehmer selbst im Kommunikationsprozeß orientieren und welche sie überhaupt nach welchen Kriterien und zu welchen Zwecken unterscheiden.

Die Forschungslage in der Textlinguistik ist durch zwei Defizite gekennzeichnet. In methodologischer Hinsicht sind Überlegungen zur Theorie und Methodologie der Erstellung von Typologien unterrepräsentiert. In empirischer Hinsicht fehlen Untersuchungen, in welcher Weise texttypologische Unterscheidungen für die Kommunikationsteilnehmer in konkreten Interaktionszusammenhängen relevant sind. Bei der Rekonstruktion dieses typologischen Wissens der Beteiligten sollte ein eigenständiger Zugang vom Text aus gesucht werden und nicht Textsorten von vornherein auf externe Situationstypen zurückgeführt werden.

An zahlreichen Beispielen analysierte Gülich dann, wie Interaktionsbeteiligte ihre Vorstellungen und Erwartungen bezüglich bestimmter Textsorten explizit thematisieren, d. h., wie sie kommunikative Aktivitäten typisieren und in Hinblick auf diese Typisierungen Bewertungen oder Kommentare abgeben. Sie können sich dabei auf sehr unterschiedliche Aspekte des Kommunikationsprozesses (z. B. gewählte Kommunikationsart, für bestimmte Textsorten zugelassene Inhalte oder Themen etc.) beziehen.

Bei der Rekonstruktion des Alltagswissens über Textsorten wird vermutlich keine einheitliche und konsistente Typologie entstehen, da die Kriterien der Kommunikationsteil-

nehmer offensichtlich nicht einheitlich sind. Ihr Systematisierungs- und Typisierungsinteresse reicht immer nur so weit, wie es für den Zweck der jeweiligen Interaktion notwendig ist. Entsprechend müßten in der typologischen Arbeit verschiedene Dimensionen berücksichtigt werden, die zu unterschiedlichen Modellen von Typisierungen führen.

In der Diskussion wurde ergänzt, daß man zur Rekonstruktion der Textklassenkonzepte der Kommunikationsbeteiligten nicht nur auf die relativ seltenen Thematisierungen in Texten oder Transkripten angewiesen sei, sondern auch andere Methoden (z. B. reflexive Gruppendiskussionen) nutzen könne.

Das Referat von **K. Ehlich** (Dortmund) über „Die Formbestimmtheit sprachlichen Handelns und das Entwickeln von Kommunikationstypologien“ ging von der These aus, daß die bisher aufgestellten Typologien alle umstritten seien und man deshalb über die Tätigkeit des Klassifizierens und Typologisierens selbst kritisch reflektieren müsse. Ehlich rekonstruierte zunächst die linguistikgeschichtlichen Determinanten, die – so seine Position – zu einer Beliebigkeit sowohl der Objekt- als auch der Theoriekonstruktion geführt haben (das sprachliche Zeichen bei Saussure, die sprachliche Form und ihre Distribution im Strukturalismus, der Satz bei Chomsky). Die Reduktionen des linguistischen Objekts, die mit diesen Konstruktionen verbunden sind (Absehen vom Handlungscharakter der Sprache, Eliminierung mentaler und gesellschaftlicher Kategorien), führen zu einem unangemessenen Verhältnis von Theoriebildung und Phänomenbereich: Typologien werden nach dem Vorbild der Mechanik als Konstrukte vorab entworfen und erst post festum mit der Empirie konfrontiert. Das nachträgliche Aufsuchen der Kategorien im Material zeigt ihre Unzulänglichkeit, also werden neue Kategorien entworfen, angesichts der Empirie verworfen usw., bis zum agnostischen Fazit oder zum Wechsel des Forschungsbereichs aus Resignation, zum 'Neuanfang'.

Ehlichs Kritik, die von einiger Brisanz scheint, mündete in Folgerungen für die Typologientwicklung: Er forderte eine Vorgehensweise, die weniger beliebig und stärker auf „die Sache selbst“ bezogen ist. Sie habe die Formbestimmtheit des sprachlichen Handelns zu rekonstruieren, und zwar nicht durch das Entwerfen von Vorab-Kategorien, sondern im Wechselprozeß mit der Empirie, nicht orientiert an oberflächenbezogenen Merkmalen, sondern an gesellschaftlichen Zwecken des sprachlichen Handelns, nicht durch Reduktionen, sondern durch Rekonstruktionen der Komplexität sprachlichen Handelns und seiner Funktionen. Ehlich stellte diese Folgerungen in Form von 11 Thesen dar und blieb damit notwendig ziemlich allgemein. Die aufgrund seiner Argumentation erwartbaren Kontroversen konnten sich so nicht recht entfalten.

H.-G. Soeffners (Hagen) Vortrag trug den Titel „Rahmung – Thematisierung – Typenbildung in der Interaktion“. Er beschränkte sich jedoch auf den ersten Punkt. Nach einer Auseinandersetzung mit den Rahmenkonzepten bei Goffman und Bateson, die zu eng gefaßt und zu statisch sind, versuchte Soeffner aus immer neuen Perspektiven, die Metapher 'Rahmen' zu explizieren. Jedes konkrete Handeln und Interagieren setzt immer schon einen Rahmen voraus. Zu wissen, was man mit wem wann wo (nicht) tun kann, heißt immer schon, einen – nicht notwendig bewußten – Rahmen zu haben, der Handlungsmöglichkeiten vorstrukturiert und ihnen zugleich einen spezifischen Sinn verleiht. Solche Rahmen fungieren als Organisationsprinzipien sowohl für die Wahrnehmung wie für die Handlungen. Welcher Rahmen angesetzt wird, ist nur bedingt eine Frage der Aushandlung. Gerade bei der Einpassung individuellen Handelns in größere (institution-

nelle) Handlungszusammenhänge müssen Rahmen übernommen werden. Dies wirft die Frage auf, nach welchen Regeln gerahmt wird. Soeffner betonte, daß die Formulierung solcher Regeln immer eine aus der Sicht des Analysanden sei und für die Beteiligten nicht unbedingt zutreffen müsse. Deshalb solle man Regeln bei der ersten Ausnahme aufgeben.

Der gesetzte Rahmen muß ernst genommen werden. Die Tatsache, daß der Rahmen für die gleichen Umstände aber auch ein anderer sein könnte, verleiht ihm eine spielerische bzw. fiktionale Qualität. Gesetzte Rahmen müssen in der Interaktion durch Anzeigehandlungen fortwährend aufrechterhalten bzw. inszeniert werden. Die Beherrschung solcher Anzeigehandlungen und entsprechende Inszenierungsrepertoires sind wichtige Elemente des role-taking.

In der Diskussion erläuterte Soeffner auf Nachfrage sein Konzept der Typenbildung. Ein Typus ist ein zwischen mehreren unterschiedlichen Erfahrungen gestifteter Sinnzusammenhang. Ziel ist, solche unbewußten Typisierungsschemata aufzuklären.

W. Nothdurft (IdS) referierte in seinem Vortrag „Kognitive Bedingungen für die Konstitution interaktiver Muster – Der Beitrag von Sprach- und Sozialpsychologie für die Entwicklung einer Kommunikationstypologie“ zwei psychologische Ansätze zur kognitiven Repräsentation kommunikativer Muster, nämlich den Script-Ansatz (Schank/Abelson) und den Ansatz der kognitiven Steuerung der Äußerungsproduktion (Herrmann). Scripts als standardisierte Ereignissequenzen sind – so Nothdurft – aufgrund ihres Status zwar im Prinzip als Elemente einer Kommunikationstypologie geeignet, aber zu restriktiv. Denn sie modellieren ein extrakommunikatives Verstehen, nicht ein Verstehen des Handelnden in der Kommunikationssituation selbst, anders gesagt, sie modellieren Vorstellungen von Handlungsmustern, nicht das Handeln. Der Ansatz der kognitiven Steuerung mit seinen aktivitätssteuernden kognitiven Schemata führt die Typologie beobachtbarer Handlungsformen auf eine Typologie von Handlungswissen zurück. Nothdurft diskutierte die Frage nach der Konzeptualisierung kognitiver Bedingungen und nach dem Verhältnis zwischen diesen und der Situation anhand der Theorie situativer Steuerung (Wegner) und des Ansatzes sozialer Kognitionen (Damon). Die Analyse der Konstitution von Handlungsmustern muß das Zusammenspiel von situativ gebundenem Interaktionsgeschehen und situationsübergreifenden kognitiven Konzepten beachten.

Nothdurfts 'Blick über den Zaun', wie er in der Diskussion genannt wurde, war allemal aufschlußreich. Seine Einschätzungen und ihre Kriterien wären durch eine explizitere Darstellung seiner eigenen Analysekonzeption interaktiver Muster und seines Typologieverständnisses sicherlich noch klarer geworden.

Nach der Bestandsaufnahme des ersten Tages sollten die typologische Arbeit und aktuelle Typologievorschläge aus zwei Forschungsbereichen exemplarisch vorgestellt werden: „Spielformen der Kommunikation“ und „Formen der Problem- und Konfliktbehandlung“. Das Interesse gerade an diesen beiden Bereichen erklärt sich aus entsprechenden eigenen Forschungsschwerpunkten des IdS. Indem diese Bereiche auf gegensätzliche Interaktionsmodalitäten ('spielerisch' vs. 'ernst') zielen, erfassen sie zwei Grundformen kommunikativen Handelns. Die ersten drei Vorträge des zweiten Tages hatten Spielformen der Kommunikation zum Gegenstand.

„Fiktionalität im Gespräch“ lautet das Thema von **P. Bange** (Lyon). Sein zentraler Gedanke war, daß Fiktionalität nicht nur ein Phänomen literarischer Texte ist, sondern

auch in Alltagsgesprächen auffindbar ist. Fiktionalität wird dabei verstanden als eine spezifische kommunikative Spielform, als ein Register der Unterhaltung. Entsprechend wird als Basis eine Theorie des Spiels wichtig. Bange bezog sich hier auf Piagets Klassifikation ontogenetischer Grundtypen des Spiels: Übungsspiel, Symbol-/Phantasiespiel und Regenspiel. Als wesentliche Merkmale des Spiels wurden genannt, daß es seinen Zweck in sich selbst hat, daß es nicht resultat-, sondern vollzugsorientiert ist und daß es eine symbolische Konfliktbefreiung, aber keine systematische Konfliktbearbeitung ermöglicht. In Gesprächen kann der Rahmen 'ernster Alltag' suspendiert und ein spielerischer Kontext interaktiv etabliert werden. Eine fiktive Welt wird kommunikativ konstituiert und entsprechend markiert.

Bange exemplifizierte verschiedene Formen des kommunikativen Spiels an Transkripten aus dem Korpus des IdS-Projekts „Kommunikation in der Stadt“. Besonderes Gewicht legte er dabei auf die interaktiven Verfahren, mit denen die andere Interaktionsmodalität etabliert wird. Der Kontextwechsel muß durch spezifische Indikatoren angezeigt werden. Banges Ziel ist es, eine Typologie von Formen der Fiktionalität zu erstellen, die in Gesprächen vorkommen.

Der Vortrag von **M. Auwärter/E. Auwärter-Kirsch** (Tübingen) „Sprachspiele in der Kommunikation zwischen Kindern“ wurde von Auwärter-Kirsch gehalten. Sie referierte über standardisierte Formen kindlicher Sprachspiele (Verse, Rätsel etc.), aber auch gemeinsam konstruierte soziodramatische Fiktionen (Rollenspiele), die mit Sprache spielen oder von ihr handeln. Ihr ausführlicher Bericht über die altersbezogene Entwicklung dieser Formen und über die Forschungsentwicklung auf diesem Gebiet betonte die Bedeutung einer prozeßorientierten Perspektive, d.h. Sprachspiele nicht nur produktorientiert als Text, sondern als Folge von bestimmten Aktivitäten und als Episodenverlauf zu verstehen. Eine solche Sichtweise, die die Kontextualisierung sprachspielerischer Aktivitäten im Blick hat, bevorzugt die Beobachtung als Mittel der Datenerhebung gegenüber experimentellen psycholinguistischen Untersuchungen und vermag scheinbare Paradoxien in der Entwicklung aufzuklären (z.B. Metaphernparadox). Sprachspiele, besonders Rollenspiele, setzen Fähigkeiten voraus wie die der Ausübung interaktiver Kontrolle, der Generierung und Markierung verschiedener interaktiver Rahmen, der Einlösung konversationeller Verpflichtungen. Sie entwickeln diese Fähigkeiten aber auch zugleich fort. In diesem Sinne dienen Sprachspiele zur Einübung in die Methoden und Prozeduren der Verständnissicherung, Kooperation und Reziprozität. In der Diskussion wurde neben ihrer Kulturabhängigkeit auch die kulturstiftende Bedeutung kindlicher Sprachspiele hervorgehoben.

N. Groeben (Heidelberg) referierte über „Situationsbedingungen und Wirkungen ironischer Sprechakte“. Groeben verzichtete bewußt auf alle Ironie, doch sein Spaß am Thema und dessen Bezug zu seiner Person teilte sich allen mit: Die Präsentation des Vortrags und die Diskussion entwickelten sich ausgesprochen lebendig.

Er berichtete über die Resultate einer experimentellen sprachpsychologischen Untersuchung, die, ausgehend von einem sprechakttheoretischen Rahmen, empirisch überprüfen wollte, welche Situationsbedingungen die Produktion „ironischer Sprechakte“ fördern und welche Wirkungen mit verschiedenen Ironieformen verbunden sind. Ironie wird als uneigentlich-kontrastiver Sprechakt aufgefaßt. Kennzeichen aller Ironie ist die explizite Oberflächenaffirmation bei implizitem Dementi. Groeben stellte eine Typologie mit 16

ironischen Strategien vor, z. B. 'Tadel durch Lob', 'Ablehnen durch Propagieren' etc. Es war beeindruckend, wie sich alle diskutierten Beispiele in diese Typologie einordnen ließen. Eine Hypothese der Untersuchung war, daß die drei Situationsbedingungen 'subjektive Überlegenheit im Wissenssystem', 'mangelnde subjektive Situationskontrolle' und '(objektive) gesellschaftliche Unterlegenheit' die Häufigkeit der Produktion von ironischen Sprechakten befördern. Als signifikant erwiesen sich allerdings nur die ersten beiden Bedingungen. Groeben unterschied vier Formen von Ironie: 'sich wehrende', 'konstruktiv-kritische', 'liebevoller' und 'arrogante Ironie'. Empirisch untersucht wurde die Wirkung dieser Formen in verschiedenen Dimensionen: Findet eine Solidarisierung des Zuhörers mit dem Sprecher oder mit dem Angesprochenen statt, wird Einsicht erzeugt etc. Das Resümee lautete, daß es sich bei Ironie nicht nur um ein 'Spiel' handelt, sondern sie auch destruktiv wirken kann. In Konfliktsituationen kann sie allerdings besser als ernste Verfahren zur Problemlösung beitragen.

Die Diskussion konzentrierte sich auf drei Punkte. Ironie auf einem sprechakttheoretischen Hintergrund zu untersuchen, erschien vielen interaktionistisch orientierten Linguisten problematisch. Der experimentelle Rahmen der Untersuchung warf – wie immer – die Frage auf, ob wirklich auch das untersucht worden ist, was vorgegeben wird. Eine mit dem Anspruch auf Vollständigkeit vorgestellte Typologie ruft grundsätzlich Widerlegungsversuche und den Vorwurf der Beliebigkeit auf den Plan. Dem ist entgegenzuhalten, daß dies einer der wenigen Versuche war, einen expliziten Typologievorschlag zur Diskussion zu stellen.

Mit dem Vortrag von **K. Mattheier** (Heidelberg) wurde der zweite Schwerpunktbereich, „Formen der Problem- und Konfliktbehandlung“, eingeleitet, ein Bereich, der stärker als die Spielformen der Kommunikation mit beruflichem Handeln, oft in Institutionen, und mit historischen oder aktuellen gesellschaftlichen Konflikten in Zusammenhang steht.

Mattheier behandelte einen historischen Aspekt, sein Thema lautete „Textsorten im Industriebetrieb des 19. Jahrhundert“. Er berichtete vor allem über Arbeitsordnungen aus Betrieben des Ruhrgebiets seit etwa 1830. Das Korpus des betreffenden Pilotprojekts umfaßt ferner Arbeiterbriefe an die Firmenleitung, Beschwerden, Lebensläufe, Zeugnisse, an die Arbeiter gerichtete Aufforderungstexte etc., also interessantes und schwer zugängliches Material. Mattheiers These ist, daß Industrialisierung und Rationalisierung zu Veränderungen in den sprachlichen Formen geführt haben (Verschriftlichung, Formalisierung, Wandel von Kommunikationsmaximen). Er skizzierte die historische Entwicklung der Arbeitsordnung vom Disziplinierungsmittel, das mündliche Arbeitsverträge ergänzte, bis zu ihrer rechtsverbindlichen, gegenseitige Verpflichtungen anerkennenden, mit Arbeitervertretern ausgehandelten Form (seit etwa 1890). Mattheier untersuchte zum einen, wie sich die Bezeichnungen für Arbeiter bzw. Vorgesetzte in den Arbeitsordnungen verändern, zum anderen zählte er die Äußerungen nach ihrer Zugehörigkeit zu Sprechaktklassen aus. In dem Maße, wie zwischen 1856 und 1957 die Zahl der Direktive abnimmt, steigt die der Repräsentative. Er interpretierte diesen Befund dahingehend, daß durch die Mitarbeit von Arbeitervertretern am Entwerfen der Arbeitsordnungen Befehle und Verbote zugunsten von Informationen zurückgehen und daß Indirektheit und Verschleierung in den sprachlichen Formen zunehmen.

In der Diskussion wurde methodisch kritisiert, daß die quantitative Auswertung in dieser Form problematisch ist. Die Analyse bedarf differenzierterer Kategorien und Methoden,

um die sprachlichen Formen auf die historische Rolle der Arbeitsordnungen in den gesellschaftlichen und betrieblichen Auseinandersetzungen und auf die konkrete betriebliche Realität zurückzubeziehen.

Der dritte Tag begann mit dem Vortrag von **M. Herberger** (Frankfurt (M.)) „Historische Entwicklung von Handlungs- und Sprachmustern für die Behandlung von sozialen Konflikten“, der die Institution der Schlichtung in ihrer rechtsgeschichtlichen Entwicklung zum Gegenstand hatte. Herbergers ausgesprochen anregende und spannend präsentierte Untersuchung der juristischen Quellen ging von der Beobachtung aus, daß der Gesprächsvorgang beim Schlichten selbst nicht festgehalten ist. Wohl aber lassen sich aus den historischen Beschreibungen des Schlichtungsprozesses Schlichtungsparameter herausarbeiten. Im Mittelalter wurde bewußt ein „unjuristischer“ Rahmen angestrebt: Die streitenden Parteien selbst, nicht wie heute u. U. nur die Anwälte, waren anwesend; eine gütliche Einigung konnte durch Zwangsmittel gefördert werden, z. B. durch die Verpflichtung, sich solange beim Verhandeln von Stadt zu Stadt zu begeben, bis man sich 'zusammengerauft' hatte. Im 17. Jahrhundert taucht als neuer Parameter auf, daß der Schlichter informiert sein soll (und damit nur ein Richter, der den Stoff durchgearbeitet hat, als Schlichter in Frage kommt) und das Schlichtungsergebnis gerecht zu sein hat (damit also eine Gerechtigkeitsbindung, die eine Zwangsbindung ausschließt). Aber auch in diesem Konzept waren Anreize vorgesehen. Weitere wichtige Parameter waren die Unparteilichkeit des Schlichters und seine Verschwiegenheit im Hinblick auf die jeweils andere Partei. Darin liegt auch der wesentliche Grund, daß die Quellen über den Gesprächsverlauf beim Schlichten – anders als beim Prozeß – nichts berichten: Der Erfolg der Schlichtung hängt zentral davon ab, daß über die dabei auftretenden Schwachstellen Stillschweigen gewahrt wird.

In der lebhaften Diskussion zu Herbergers Vortrag wurde besonders der Vergleich mit heutigen Schlichtungsverfahren akzentuiert, die Gegenstand eines IdS-Projekts sind, ferner die Gründe für die Beliebtheit der Schlichtung bei heutigen Richtern (Arbeitsentlastung, weil Urteilsbegründung und Revisionsverfahren entfallen).

Der Vortrag von **W. Boettcher/A. Bremerich-Vos** (Aachen) „Pädagogische Beratung“ wurde von Bremerich-Vos gehalten. Auch er hatte praktische gesellschaftliche Probleme zum Gegenstand, nämlich die institutionell bedingten Schwierigkeiten zwischen Referendaren, Mentoren und Fachleitern in der Unterrichtsnachbesprechung. Diese hat sowohl die Beratung wie die Beurteilung durch den Fachleiter als institutionelle Zwecke, die jedoch miteinander konfliktieren und zu einem prekären Kommunikationstyp führen. Die Beteiligten reagieren mit strategischem Handeln. Der Referendar z. B. muß angesprochene Probleme zugleich ernst nehmen, um den Fachleiter nicht als Berater zu negieren, aber auch kaschieren, um seine Beurteilung zu verbessern. Der Fachleiter wiederum ist verpflichtet zur Kritik (im Hinblick auf eine Beurteilung), muß diese aber gleichzeitig relativieren, weil er als „guter Berater“ auf ihre Bestätigung durch den Referendar (statt auf Unterwerfung) angewiesen ist. Die entsprechenden interaktiven Phänomene wurden an Materialbeispielen belegt.

In einem zweiten, methodologischen Teil sprach Bremerich-Vos über das Verhältnis von Kategorienentwicklung und Materialanalyse sowie über Validierungsmöglichkeiten und Anwendungsbezug gesprächsanalytischer Ergebnisse. Das praktische Engagement der Referenten in Supervisions- und Fortbildungsgruppen, das man dem Vortrag positiv

anmerkte, führte zu der Frage, ob Gesprächsanalyse als Selbstzweck (polemisch: als „peep-show von Intimitäten“) oder als Selbstaufklärung und Veränderung gesellschaftlicher Institutionen fungiere. Die Parteinahme für die zweite Position war deutlich, aber nicht ohne selbstkritische Reflexion.

In der Diskussion ging es vor allem um die Unterschiede von Beraten und Bewerten und die Frage, ob man institutionell vorgesehene Kategorisierungen wie 'Beratungsgespräch' unter diesen Bedingungen für die Analyse übernehmen sollte.

R. Fiehler (Bielefeld) referierte über „Emotionen und Muster ihrer Kommunikation in Konflikten“. Ziel seines Vortrags war, Emotionen primär nicht als biologische Phänomene zu verstehen, sondern zu überprüfen, wie weit ein interaktionistischer Ansatz bei der Erklärung der Entstehung und der interaktiven Prozessierung von Emotionen trägt. Zunächst bestimmte er fünf Emotionsaufgaben, die die Beteiligten im Zusammenhang mit Emotionen und Emotionalität zu bewältigen haben (z. B. 'Typisierung der emotionalen Qualität der gegenwärtigen sozialen Situation'). Er diskutierte dann, wie die Deutung und Typisierung einer Situation das Erleben dieser Situation beeinflusst. Ob man eine spezifische Emotion hat, ist in normalen sozialen Situationen abhängig vom Resultat solcher Typisierungsprozesse. Die Verbindung zwischen typisierter Situation und Erleben wird durch Emotionsregeln hergestellt (Gefühlsregeln, Regeln der Gefühlskorrespondenz, Ausdrucksregulationsregeln und Ausdrucksregeln). Zu den Emotionsaufgaben gehört ferner die interaktive Prozessierung von Emotionen (Ausdruck und Thematisierung bzw. Unterstellung und Deutung).

Die Rolle von Emotionen in Konflikten bestimmte er dahingehend, daß einerseits Konfliktanlässe im Bereich der Emotionsaufgaben liegen können und andererseits Emotionen in der Konfliktaustragung die Funktion haben (unabhängig vom Konfliktthema), eine bewertende Stellungnahme zum Konfliktanlaß und zum Stand des Konflikts zu kommunizieren. Als ein Muster der Kommunikation von Emotionen, das im wesentlichen auf Regeln der Gefühlskorrespondenz beruht, untersuchte Fiehler das Anteilnahmehemuster. Die Thematisierung negativen Erlebens bzw. negativ bewerteter Sachverhalte erfordert konditionell relevant die Bekundung von Anteilnahme. Diese Musterposition kann durch Bewertungen des Erlebens, Mitleidsbekundungen, Tröstungen, Ratschläge etc. gefüllt werden.

In seinem Resümee erläuterte **W. Kallmeyer** (IdS), daß die Wahl des Rahmenthemas im Zusammenhang mit Überlegungen steht, einen Arbeitsschwerpunkt „Kommunikationstypologie“ einzurichten. Er sieht einen großen gesellschaftlichen Bedarf an typologischem Wissen über Kommunikationsereignisse, der im Moment auch durch andere Disziplinen der Linguistik (z. B. Rhetorik, Stilistik) nicht gedeckt werden kann. Es sei aber schwierig – dies sein Fazit aus der Tagung –, große typologische Projekte unmittelbar in Angriff zu nehmen. Erfolgversprechender erschien ihm, zunächst Typologien für Teilbereiche anzustreben. Beispielsweise könnte man eine typologische Dimension (z. B. Problem-/Konfliktbearbeitung) auswählen und hierfür mit partiellen Typologien beginnen, die sich dann sukzessive erweitern ließen.

Die Vorträge der Tagung werden als Jahrbuch 1985 des IdS veröffentlicht.

Ebenso wie **H. Rupp**, Präsident des Kuratoriums des IdS, zum Abschluß den Teilnehmern und Teilnehmerinnen dankte, möchten wir dem IdS für die exzellente Organisation der

Jahrestagung danken. Die Zeitplanung (vier Vorträge pro Tag, für jeden Vortrag mit Diskussion 75 Minuten) ließ in einer freundlichen Atmosphäre einen angenehmen, nicht unter Zeitdruck stehenden Arbeits- und Pausenrhythmus entstehen. In den Mittagspausen bestand Gelegenheit, sich über die wissenschaftlichen Dienste des IdS (Automatische Belegstellensuche in den IdS-Text- und Wortkorpora, Recherchen in der Bibliographischen Datenbank und in der Datenbank Projektdokumentation) zu informieren. (Als wir diese Gelegenheit wahrnahmen, streikte der Rechner leider gerade.) Vielleicht wäre die Jahrestagung in Zukunft auch für andere Projekte des IdS eine Möglichkeit, sich – z. B. durch Poster-Ausstellungen – vorzustellen. Der obligatorische Begrüßungsabend im Keller des IdS, der Empfang durch die Stadt Mannheim im Rittersaal des Schlosses und das Kabarett „Weana Blud“ (hochdt.: Wiener Blut) sorgten für einen angenehmen Rahmen. Nur das Wetter hätte besser sein können.

Dr. Gisela Brünner

Universität Dortmund, Abteilung 15, Emil-Figge-Straße 50, D-4600 Dortmund 50

Dr. Reinhard Fiehler

Fakultät für Linguistik und Literaturwissenschaft, Universität Bielefeld, Postfach 8640, D-4800 Bielefeld 1